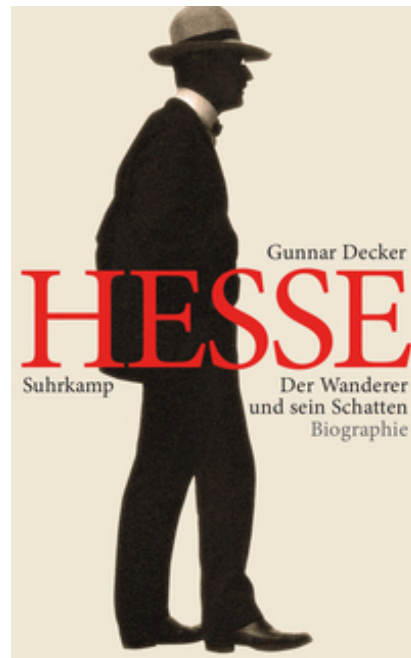


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Decker, Gunnar
Hermann Hesse

Der Wanderer und sein Schatten. Biographie

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4458
978-3-518-46458-8

suhrkamp taschenbuch 4458

Hermann Hesse ist auch heute noch der Klassiker, mit dem für viele Leser die Entdeckung der Weltliteratur beginnt. Gunnar Decker legt nun eine neue, umfassende Biographie vor. Sie stellt Hesse als einen Menschen vor, der mit Krisen und Selbstzweifeln zu kämpfen hatte und ein Leben lang Einzelgänger war. Diese Erfahrungen haben in seinen Romanen tiefe Spuren hinterlassen, aber seine Werke handeln auch immer vom Neuanfang, vom Versprechen eines gelungenen Lebens. Decker belegt überzeugend, wie bei Hesse Leben und Schreiben untrennbar verknüpft sind. Mit dieser Biographie ist Hesse in der Gegenwart angekommen: als ein visionärer Verteidiger des Geistes im Zeitalter der Massenkultur.

Hermann Hesse, geboren 1877 in Calw, starb 1962 in Montagnola bei Lugano (Tessin). 1946 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Sein Werk erscheint im Suhrkamp Verlag.

Gunnar Decker, geboren 1965 in Kühlungsborn, lebt als Autor in Berlin. Zuletzt sind von ihm erschienen: *Gottfried Benn. Genie und Barbar* (2006), *Franz Fühmann. Die Kunst des Scheiterns* (2009) und *Georg Heym. »Ich, ein zerrissenes Meer«* (2011).

Gunnar Decker
Hermann Hesse

Der Wanderer und sein Schatten
Biographie

Suhrkamp

Erste Auflage 2013
suhrkamp taschenbuch 4458
© Carl Hanser Verlag München 2012
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlag: Göllner, Michels, unter Verwendung eines Ausschnitts
aus einem Foto Hermann Hesses von Othmar Schoeck, 1911
Foto: © Deutsches Literaturarchiv, Marbach.
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46458-8

Ich finde, die Wirklichkeit ist das, worum man sich am wenigsten zu kümmern braucht, denn sie ist, lästig genug, ja immerzu vorhanden, während schönere und nötigere Dinge unsere Aufmerksamkeit und Sorge fordern. Die Wirklichkeit ist das, womit man unter keinen Umständen zufrieden sein, was man unter gar keinen Umständen anbeten und verehren darf, denn sie ist der Zufall, der Abfall des Lebens. Und sie ist, diese schäbige, stets enttäuschende oder öde Wirklichkeit, auf keine andre Weise zu ändern, als indem wir sie leugnen, indem wir zeigen, daß wir stärker sind als sie.

Hermann Hesse, Kurzgefaßter Lebenslauf (1921/24)

Inhalt

Einleitung

Doppelgänger mit Strohhut 11

Kinderseele. Unterdrückung und Rebellion

Herkunftswelt und Sehnsuchtsort 23 – Die Großväter 25 – Der Pietismus als evangelische Erweckungsbewegung und *vita experimentalis* 33 – Der Sohn frommer Eltern. Johannes und Marie Hesse 35 – Der Dichter als Kind, das nicht Kind sein durfte 46 – Calw. Flößer als Sinnbild 48 – Basel und das Missionswerk 51 – Rückkehr nach Calw 56 – Bei Rektor Bauer in Göppingen 60 – Abgründe der Kinderseele: Brandstifter und Amokläufer? 62 – Kloster Maulbronn 67 – Blumhardt in Bad Boll 76 – Irrenanstalt Stetten 79

Selbstausrufung als Dichter

»Wären nur Anarchisten da!« 89 – »Primäre Verrücktheit«? Warum er nicht werden will wie seine Halbbrüder Karl und Theodor Isenberg 93 – Bellamys »Rückblick aus dem Jahr 2000« als eine Urszene des »Glasperlenspiels« 96 – Schatten über der »lustigen, fidelen Cannstätter Zeit«: Eros und Tod 98 – »Nervenschwäche« oder »moral insanity«? Buchhändlerlehrling in Eßlingen für drei Tage 102 – Unter Turmuhren. Die Exotik blauer Schlosseranzüge 107

Aufbruch ins Eigene

Im Bücherturm zu Tübingen 113 – Der Autodidakt. Dichten jenseits des Pietismus 119 – Urszene eines Kurgastes: »Palmenwald« 123 – Eine erste Bewunderin: Helene Voigt. Eine konsequente Nichtbewunderin: Marie Hesse 128 – Das erste Buch: »Romantische Lieder« 133 – Petit cénacle. Boheme und Bürger 135 – Livingstone 139 – Ende einer Briefromanze. Eugen Diederichs' Frau als nützliche Freundin 142 – Lulu aus Kirchheim. Die Gastwirtsnichte als Prinzessin

Lilia 144 – »Eine Stunde hinter Mitternacht«. Bericht vom Rande der Kunst 145

Die Heimat im Grenzüberschreiten

Alemannisches Bekenntnis 151 – Nach Basel. Buchhandlung Reich 153 – Als Rezensent der »Allgemeinen Schweizer Zeitung« 156 – Romantik und Neuromantik. Frühe Wege zum »Glasperlenspiel« 158 – Elisabeth, die ferne Muse. Ästhetik der Wolken 161 – Chopin und das reine Wesen der Musik 167 – »Hermann Lauscher«. Kunst trifft Leben 170 – Erste Begegnung mit Goethe und Nietzsche 1738 – Aufbruch zur ersten Italienreise. Augenlust und Augenqual 177 – Distanzrituale. Todder Mutter und einer erster Gedichtband 188 – Schlaflose Nächte 192

Porträt des Erfolgsdichters als junger Mann, unter Wolken wandernd

Peter Camenzind oder die Kunst, sich selbst zu finden. Bruder Eros' Wiedergeburt im Wein 195 – Noch mal Italien, diesmal in Begleitung 210 – Boccaccio und Franz von Assisi. Intermezzo als Monographischreiber, der Legenden dichtet 213 – Intermezzo in Calw. Warten auf den Roman 218 – Das Leben nach dem Bestseller. Familienvater in Gaienhofen 221 – Schulkamerad Martin oder Die Ambivalenz der Erinnerung 230 – »Unterm Rad«. Eine Reise in die Kinderseele. Erinnerung an Hans 234 – Weinstudien 245 – Aussteigerphantasien. Nikolas Quorm bleibt Skizze. Knulp, halb Landstreicher, halb Tramp, wird zum Idol 248 – Monte verità. Ein Leben als Naturmensch auf Probe. Abstinenz und Askese, aber keine Erlösung vom bürgerlichen Leben 256 – »Gertrud« oder vom Eros der Musik 261 – Nach Indien. Flucht ins Exotische 269 – Schmetterlinge. Das trügerische Spiel und die echte Verheißung der Schönheit 273

Neuanfang in der Schweiz und der Erste Weltkrieg

Das Berner »Wolti«-Haus und der Geruch des Todes 277 – »Roßhalde« oder das Problem der Künstlerehe. Martins Krankheit 280 – Wilhelm Raabe. Echter Ruhm und falsche Berühmtheit. Ein Signal mit Fernwirkung 286 – Kriegsausbruch Sommer 1914. »O Freunde, nicht diese Töne!« 289 – Arbeit für die Kriegsgefangenenfürsorge. Die Bücher im Krieg 297 – Der heilsame Blick in den Abgrund. Begegnung mit J. B.

Lang und die Frage, wohin die Traumanalyse führt 302 – Wer ist Demian? 307 – Esoterik. Astrologie und Spukgeschichten. Hesse auf der Suche nach Magie und Magnetik 313 – Rollenwechsel mit seinem Therapeuten. Vom Nutzen und Nachteil der Psychoanalyse für den Künstler 320 – Nähe und Distanz zu Rudolf Steiners Anthroposophie 326 – »Zarathustras Wiederkehr«. Nietzsche als Beispiel 331 – Exkurs: Bericht vom Rande. Dostojewski und Europa 335 – Blick ins Chaos. Hesse liest Dostojewski 341 – »Haßbriefe«. Zwischen allen Stühlen 345 – Schatten auf der »Kinderseele«. Die Büchermauer stürzt ein 351

Flucht ins Tessin. Südliche Aufbrüche und Abstürze

Wanderung. Sehnsucht nach Fremde und Traum von Heimat zugleich 355 – Bäume als eindringlichste Prediger des Pantheismus 359 – Malen und Märchen. Die Magie der Farben und der Zauber der Erfindung 362 – Die Casa Camuzzi in Montagnola 370 – (Selbst) Mördertraum in »Klein und Wagner« 373 – »Klingsors letzter Sommer«. Bacchantische Höhenflüge vor dem Zusammenbruch 377 – »Siddhartha«. Der indische Weg? 394 – »Vivos voco«. Die Zeitschrift als Form 418 – Das Mädchen Ruth. Erotik und Ehe 420 – »Piktors Verwandlungen« 433 – Der Garten – blühender Besitz, Gegenwelt und Feuerstätte 436

Der Steppenwolf erwacht

Gemeinsame Flucht aus der Zeit. Begegnung mit Hugo Ball und Emmy Hennings 443 – Vom Kurgast oder Der moderne Künstler als Neurotiker 459 – »Knulp« im Gepäck. »Nürnberger Reise« 468 – Prologe zum »Steppenwolf« 476 – Genie des Leidens und des Humors. Harry Haller und die Apotheose des Außenseiters 480 – Das »magische Theater«. Hochjagd auf Automobile 494 – Hugo Balls Tod 499 – Alles nur ein LSD-Trip? 502

Der Weg der Morgenlandfahrer

Ninon Dolbin, die neue Freundin und Ordnungsprinzip in seinem Leben 507 – Choleriker und Eigenbrötler. Versuch einer widerspenstigen Zähmung 515 – Dritte Ehe und Umzug in die Casa Rossa 520 – Die Passion des Lesers: »Eine Bibliothek der Weltliteratur« 528 – Seelenbiographie oder Kitsch auf Bestellung fürs deutsche Pfeifenraucher-

gemüt? »Narziß und Goldmund« 534 – Eintritt in die Preußische Dichterakademie und Austritt 543 – Zeitreise ins Magische: »Morgenlandfahrt« 550 – Vom Glück selbstgemachter Gedichte, auch schlechter 556

Vom Wesen des »Glasperlenspiels«.

Das »Dritte Reich« vor Augen

Debatten über Politik und Kommunismus 559 – Gespräch mit Thomas Mann über das deutsche Wesen. Das Jahr 1933 564 – Der Schatten Nazi-Deutschlands. Alltag in Montagnola 572 – Als Rezensent von »Bonniers Litterära Magasin« in Stockholm. Angriffe auf Hesse von NS-Schriftleiter Will Vesper und Emigrant Georg Bernhard 579 – Deutsch-Schweizer Misslichkeiten. Der fortgesetzte Versuch, politisch neutral zu bleiben und geistig wegweisend zu werden. Selbstmord von Bruder Hans 585 – Sommergast: Peter Weiss – Annäherungen an das »Glasperlenspiel« 588 – Eine alchemistische Weltgeschichte. Was heißt Kritik des »feuilletonistischen Zeitalters«? 591 – Uhrwerk der Zeit. Hesse und Ernst Jünger 597 – Dank an Goethe 610

Der Alte vom Berge. Der fortgesetzte Weg nach innen

Das Jahr 1945. Rigi-Tagebuch, Debatten über Nationalstolz mit Ricarda Huch und Luise Rinser 617 – Hesse auf der schwarzen Liste? Der Streit mit Hans Habe 622 – Nobelpreis trifft Stoiker 626 – Mehr als ein Verleger: Peter Suhrkamp 630 – Jugendfreunde? Ein treues Gespenst: Ludwig Finckh 641 – Alltag im Alter 646 – Siegfried Unseld tritt auf 658 – Die Musik, der Tod und die Stille 661 – Nebel-Leben 665

Anhang

Anmerkungen 673

Literaturverzeichnis 688

Zeittafel 692

Bildnachweis 694

Dank 695

Personenregister 696

Einleitung

Doppelgänger mit Strohhut

Sein Schauen hält eine eigene Mitte
zwischen der Kontemplation eines Mystikers
und dem Scharfblick eines Amerikaners.

Walter Benjamin

»Seine Stimme klang gebräunt. Das Gesicht war voller scharfer Falten, das Gesicht eines Gärtners oder eines Bergsteigers und zugleich ein modernes städtisches Gesicht.« Das ist Peter Suhrkamps Eindruck, als er ihm im August 1936 zum ersten Mal begegnet. Es ist auch das letzte Mal, dass Hermann Hesse deutschen Boden betritt und dies nur, weil er in Bad Eilsen einen Augenarzt aufsuchen will, von dem er – vergeblich – hofft, er könne seine unerträglichen Augenschmerzen lindern. Danach verlässt er die Schweiz nicht mehr, nicht, als er 1946 den Nobelpreis bekommt, nicht beim Goethepreis der Stadt Frankfurt a. M., nicht beim Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, nicht beim Tode seiner beiden Schwestern.

Der Vogel, als der er sich selbst oft stilisierte und zugleich karikierte, verlässt seinen goldenen Käfig, die Casa Rossa in Montagnola nur noch selten. Er ist vollends damit beschäftigt, die auf ihn eindringende Außenwelt auf Distanz zu halten. »Bitte keine Besuche!«, steht an seiner Pforte, aber der täglichen Brief-Fron entzieht er sich nicht. Mit der Welt verkehrt er in den letzten fünfundzwanzig Jahren seines Lebens vielleicht intensiver als je zuvor, jedoch auf seine Weise – und bevorzugt schriftlich. Zuwendung bleibt bei ihm immer mit Rückzug verbunden, das ist das Paradox seines Lebens, das ihn schöpferisch sein lässt.

Dieser Widerspruch bereits in der äußeren Erscheinung Hesses fällt seinem Verleger Peter Suhrkamp bei der ersten persönlichen Begegnung in Bad Eilsen sofort ins Auge: Der Mensch würde gut in ein Literatencafé

in Paris passen, aber auch in ein Kloster nach Tibet. Das ist Hesses Doppelgesicht, ebenso der Welt zu- wie von ihr abgewandt. Suhrkamp fährt in seiner Beschreibung fort: »Er ist kleiner als ich und viel magerer, wirkt durchaus hager und asketisch. Spricht kräftig und stark schwäbisch. Der Mund ist dünn, die linksseitig stark abfallende Mundlinie gibt ihm einen skeptischen und bitteren Zug. Die Wangenpartie ist eingedrückt und voll Schatten. Die Augen, hinter starken Gläsern, haben in jedem Augenblick etwas weich Strahlendes, sehr Neugieriges, in Augenblicken sammeln sie sich in bohrendes Grübeln, dann haben sie etwas von einer Irrsinnentschlossenheit. Die Stirn ist zart und doch fast ausgerundet. Seine Farbe wechselt zwischen Frische und Blässe, der Übergang ist sehr heftig; in manchen Momenten ist die Fahlheit des Gesichts erschreckend.«¹

Auch Klara, die erste Frau von Hesses ältestem Sohn Bruno, erschrickt, aber nicht beim Anblick ihres Schwiegervaters, sondern beim Blick in einige seiner Bücher: »Wenn ich gewusst hätte, was Dein Vater schreibt, wäre ich nie Deine Frau geworden!« Und sie untersagt ihren beiden Kindern Christine und Simon, überhaupt etwas vom Großvater zu lesen. Gleiches berichtet die Tochter von Hesses jüngstem Sohn Martin, Sibylle. Auch ihr wurden diese »unanständigen« Bücher verboten.²

Wer bereits so schon auf seine Familie wirkt, braucht eine schlichte Tarnung. Mancher, der nicht zum Mörder werden will, wird dabei zum Gärtner.

Noch in dem beschaulich in seinem Garten Reisig verbrennenden Greis sitzt ein gefährlicher Pyromane auf dem Sprung. Nie weiß man genau, ob es ihm gelingt, seine Faszination durch das Feuer in den Grenzen der Legalität zu halten.

Dieser unverkennbare Strohhutträger ist keineswegs ein kommune-tauglicher Gemütsmensch; den unbeschwerten »Wandervogel« muss man anderswo suchen. Dies hier ist ein notorisch reizbarer Einzelgänger, der andere Menschen – sogar die eigenen Ehefrauen – immer nur in gehöriger Distanz zu ertragen vermag. Körperliche Berührung behagt ihm ebenso wenig wie unangemeldeter Besuch. Eine innere Harmonie findet er kaum je, obwohl er sie mit Goethe ständig beschwört. Sein Leben pendelt. Phasen des Schöpferrauschs folgen Zeiten tiefster Depression. Immer behält er dabei die janusköpfige Natur, vor allem die eigene, im Blick. Wer diese Natur verleugnet, entfremdet sich von sich selbst, so der unversöhnliche Feind der Großstädte.

Angesichts der Fülle aufbewahrter Selbstzeugnisse in Hesses Nachlass notiert Siegfried Unseld mit an Fassungslosigkeit grenzender Verwunderung: »Es war eine Familie, die viele Briefe schrieb und die sich selbst in Notizen und Tagebüchern dokumentierte. Das Aufbewahren jeglicher Mitteilung, jedes Briefes, jeder Postkarte, jedes handschriftlichen Zettels ist aber doch merkwürdig.«³

Wie soll man ein Leben beschreiben, das vor fünfzig Jahren endete, dessen Frucht eine zwanzigbändige Ausgabe der »Sämtlichen Werke« ist, die nahezu 15 000 Seiten umfasst? Noch dazu, wenn dieser Mensch in seinem fünfundachtzig Jahre währenden Leben mehr als 44 000 Briefe schrieb, von denen nun die wichtigen nach und nach ediert wurden und werden?

Auf Hermann Hesse passt wohl wie auf wenige andere der Satz Gottfried Benns, den er aus Anlass des 50. Todestages von Friedrich Nietzsche niederschrieb: »Wenn ein Leben fünfzig Jahre beendet ist und das Werk sechzig Jahre abgeschlossen vorliegt, darf man vielleicht zu der Methode übergehen, die Gestalt als Traum zu sehen.«⁴

Tatsächlich, Calderons »Das Leben ein Traum« findet in Hesse einen späten Adressaten. Ohne eine starke Traumdimension gäbe es nicht nur kein »magisches Theater« und kein »Glasperlenspiel« – es gäbe überhaupt keinen Autor Hermann Hesse. Der ständige Wechsel von Innen und Außen verbindet bei ihm Lebenserzählung mit Reflexion und mythischer Neuverzauberung. Einem besonderen Ton ist dabei nachzulauschen, dem einer »Seelenbiographie«. Wie sollte man eine Biographie Hermann Hesses schreiben, ohne zu versuchen, diesem Ton einen Resonanzraum zu geben?

Legende und Märchenform werden Hesse immer wichtiger sein als die Wissenschaft, deren sich objektiv dünkenden Methoden er misstraut. Ihm, dem Bekenner, scheinen sich darin auch immer Gleichgültigkeit und inneres Unbeteiligtsein (für Hesse die Todsünde in allem Sprechen über Dichtung und Kunst überhaupt) zu verbergen.

Den Einwand, Verse seien doch nicht eigentlich etwas, das man unter Erkenntnisaspekten ernst nehmen könnte, konterte er mit dem Hinweis, dass es Völker und Zeiten gab, da man alles dem Menschen Wichtige in Versen verhandelt habe.

Ein Biograph sollte nicht glauben, er habe eine Art polizeilichen Ermittlungsauftrag zu erfüllen und müsse nun immer neue Indizien zur Enthüllung von etwas aufbieten, das der Autor selbst verbergen wollte.

Wer über Leben und Werk eines anderen schreibt, geht einen Weg der Annäherung, für die das Etikett »romantisch« schnell gefunden ist. Doch der Gegenstand einer Biographie ist in den meisten Fällen kein einer Verfehlung zu überführender Delinquent. Irrtümer sind Legion, sie gehören zur Lebens- und Werksubstanz, aber was ist hier Schuld, und wer befindet über sie? Biographie soll weder vorsätzliche Bloßstellung noch bloße Hommage sein. Virginia Woolf sah die Aufgabe des Biographen im fortwährenden Versuch, »jene sonderbare Verschmelzung von Traum und Wirklichkeit zustande zu bringen, jene immerwährende Vermählung von Granit und Regenbogen«, denn er schreibt immer zugleich über eine höchst irdische Existenz und das Geheimnis des Schöpferischen selbst. Die Redlichkeit der Biographen besteht folglich darin, nicht eine Seite auf Kosten der anderen zu profilieren oder zu negieren.

Hesse selbst hat früh zwei monographische Versuche unternommen: zu dem von ihm bewunderten Franz von Assisi und zu Boccaccio. In beiden Fällen befand er im Nachhinein, er habe es sich beim Schreiben unstatthaft leicht gemacht. Liest man jene nicht sehr umfangreichen Texte heute, so glaubt man jedoch um das Besondere dieser beiden Leben zu wissen, ihre Strahlkraft über die Jahrhunderte zu spüren.

Später dann steht Hesse der Monographie als Form sehr skeptisch gegenüber, mehr noch, er warnt in »Der Umgang mit Büchern« vor ihr: *Durch vieles Lesen von Monographien und Lebensbeschreibungen verdirbt man sich leicht den wundervollen Genuß, das Wesen eines großen Menschen aus seinen Werken selber aufzubauen. Und nächst den Werken lasse man sich die Briefe, Tagebücher, Gespräche, zum Beispiel Goethes, nicht entgehen! Wo die Quellen so nahe und bequem zugänglich sind, darf man nicht aus zweiter Hand sich beschenken lassen.*⁵

Vor dieser Gefahr des bloß Abgeleiteten, des aus zweiter Hand Dargebrachten schützt nur der direkte Weg zu den Quellen. Tagebücher gibt es wenige von Hesse, und diese wenigen sind – verglichen etwa mit denen Thomas Manns – nicht sehr umfangreich. Der Briefwechsel dagegen erscheint als ein Bergwerk seiner Nöte und Hoffnungen, ein Labyrinth von Ängsten und Sehnsüchten, Chronik profaner Alltagsorgen ohnehin. Träume bestimmen dabei das, was Grund und Abgrund seiner Texte ist. Und liest man diese – vornehmlich privaten – Mitteilungen, dann steht er als ein an seiner inneren Zerrissenheit Laborierender vor uns. Ein Neurotiker, oft genug auf der Grenze des Psychopathischen, so er-

schien er Menschen, die mit ihm zu tun bekamen. Welch schroffer Wirklichkeitsabwehrkünstler, der seinen eigenen Möglichkeiten nachlauscht!

Da zerbricht jede Idylle, die Dinge zeigen nun immer zugleich ihre Tag- und Nachtseite. Nichts ist hier erbaulich, was nicht gleichzeitig jeden Anflug von Erbaulichkeit wieder zerstörte. Das meint auch der Untertitel dieses Buches, »Der Wanderer und sein Schatten« – ein Wort Nietzsches aus »Menschliches, Allzumenschliches« aufnehmend: Hesse trägt seinen Doppelgänger immer mit sich; der Dämon der Zerstörung, der Selbstzerstörung auch, muss in jedem schöpferischen Akt erst überwunden werden. Ein lebenslanger Kampf.

Hesses Werk lag bereits zu seinen Lebzeiten in 34 Sprachen übersetzt vor. »Am besten verstehen mich wohl die Japaner«, sagte er, »und am wenigsten die Amerikaner. Aber das ist auch nicht meine Welt. Da komme ich nie hin.«⁶ Er hatte Grund zu dieser Annahme, denn nach dem Nobelpreis in verschiedenen Ausgaben gedruckt, erwiesen sich seine Bücher in den USA als unverkäuflich. Siegfried Unseld erwarb Mitte der fünfziger Jahre die amerikanischen Rechte für 2000 Dollar zurück; beim Essen danach gab ihm der amerikanische Verleger die Gelegenheit, von diesem »unfairen Deal« zurückzutreten. Er tat es nicht, obwohl er kaum ahnen konnte, was ein Jahrzehnt später passieren würde.

Denn die große Hesse-Renaissance der späten sechziger Jahre kam – aus den USA. Psychedelische Flower-Power vermittelte die Illusion eines fröhlichen antibürgerlichen Rausches. Die rebellischen Bürgersöhne lassen Hesse und fühlten sich in ihrer Suche nach alternativen Lebensformen bestätigt. So wurde Hermann Hesse zum ewigen Gärtner noch in der letzten Öko-Kommune, zum spirituellen Guru buddhistischer Meditationskreise und zum heimlichen Häuptling der Antivietnamkriegsbewegung. Der Vorsteher eines antiautoritären Bildungsideals war er ohnehin längst.

Tatsächlich entdeckten die 68er Hesses »Eigensinn« für sich, feierten ihn wegen seiner Verwendungsunfähigkeit für alle patriotischen Aufmärsche und seinem Unwillen angesichts einer Nation, die in Fleiß, Ordnung, Selbstgerechtigkeit und Sauberkeit strammsteht. Und da die Eltern oft genug zu denen gehörten, die Hitler zugejubelt hatten und immer noch meinten, dieser habe doch vieles richtig gemacht, bekam die Neuentdeckung Hesses durch die Hippies auch eine politische Dimen-

sion – heraus aus der bloß privaten Gartenidylle hinein in eine Utopie künftigen nichtentfremdeten Lebens.

Dass hieraus dann bald wieder neue unfrei machende Ideologien erwachsen, ändert nichts am Ereignis der Befreiung der Leser durch Hesse ebenso wie derjenigen Hesses durch seine jugendlich-antibürgerlichen Leser. Zum Symbol dieses Aufbruchs mit Hesse (und für Hesses Bücher!) wurde die amerikanische Rockgruppe »Steppenwolf« mit »Born to be wild«: Geboren, um wild, also grenzenlos zu leben, das ist ein schöner, ein notwendiger Traum, auf dessen Grund dunkle Romantik schillert.

»Es waren die Hippies, die Hesse aus der Talsohle zogen«, befindet 1968 »Der Spiegel« nicht ohne eine gewisse herablassende Verwunderung.

Denn eigentlich steht es im westlichen Teil Deutschlands denkbar schlecht um Hesses Ruf, wenn man voraussetzt, dass nicht die Leser, sondern die Kritiker und Konkurrenzliteraten für den Ruf eines Autors zuständig sind.

Beginnen wir mit den Kritikern. Kurz vor seinem Tod hat Alfred Kerr im Gespräch mit Willy Haas eine Anekdote in die Welt gesetzt, über die sogar Hesse, als sie ihm zugetragen wurde, lachen musste: »Einmal wollte er (Alfred Kerr – G. D.) mir über Hermann Hesse etwas erzählen, den er nicht mochte, konnte sich aber nicht auf den Namen besinnen. Er versuchte mich darauf zu bringen. ›Ach dieser alte Schwabe, der sich immer als Schweizer aufspielt!‹ Ich wußte nicht, wen er meinte. ›Na – dieser harmlose Schriftsteller! Dieser un-glaublich harmlose Schriftsteller! Dieser entsetzlich harmlose Schriftsteller!‹ Noch immer tappte ich im Dunkeln. ›Dieser skandalös harmlose Schriftsteller!‹ schrie er fast. ›Hermann Hesse?‹ fragte ich zweifelnd. ›Ja, Hermann Hesse!‹ sagte er tief befriedigt, mit blinzelnden Augen.«⁷

Und Ernst Robert Curtius urteilt in einem aus Anlass des Literaturnobelpreises für den »Mercur« geschriebenen Aufsatz: »Wie sorgliches Pinseln, bald kindhaft, bald schülerhaft wirkt auch seine Sprachbehandlung. Es funkelt nie in seiner Prosa.«⁸

Soweit die funkelnden Stimmen der Kritik. Die der Mit- und Konkurrenzautoren sind kaum sanfter gestimmt. Erich Mühsam notiert am 28. August 1910 über Hesse in sein Tagebuch: »Schon sein Stil ist mir unerträglich. Er sucht Kühnheiten. Er schleimt. Er salbadert. Und ganz grauenhaft ist mir, daß er mitten in der Erzählung anfängt, seine persönliche Meinung über die Probleme, die da angeschnitten werden, kundzu-

tun. Wie häßlich! Wie unkünstlerisch! – Dabei hat seine Prosa überall diesen verdächtigen Erdgeruch, vielmehr Erdparfüm der Heimatkünstler.«⁹ Robert Musil ergänzt Ende der dreißiger Jahre: »Er verträgt keinen Lärm im Haus, keine Unregelmäßigkeit der Tageseinteilung von Arbeit, Lektüre, Spaziergang, Mahlzeit und Nachtruhe. Alles sehr begreiflich; das einzig Komische daran ist, daß er die Schwächen eines größeren Schriftstellers hat, als ihm zukäme. Man ist heute Großschriftsteller ohne schriftstellerische Größe.« Und Gottfried Benn weiß sich zuständig für die Nachkriegsperspektive: »Hesse. Kleiner Mann. Deutsche Innerlichkeit, der es schon kolossal vorkommt, wenn irgendwo ein Ehebruch erlitten oder gestartet wird. In der Jugend einige hübsche klare Verse. Spezi von Thomas Mann. Daher der Nobelpreis, sehr treffend und passend innerhalb dieses moddrigen Europa.« Hatte es sich Hesse nicht in der Schweiz unverantwortlich bequem gemacht (das Wort vom »Leckerlifresser« macht die Runde), während man selber unter dem Krieg zu leiden hatte?

Ja, Chief Editor Hans Habe, eingesetzt von der amerikanischen Besatzungsmacht, glaubte nicht an Hesses Berechtigung, »noch jemals in Deutschland zu sprechen«¹⁰.

Ein Opportunist, ein altmodischer Kauz, ein naiver Naturschwärmer, Kitschdichter knapp oberhalb von Courths-Mahler. In seinem Nachruf für »Die Zeit« fasst Rudolf Walter Leonhardt am 17. August 1962 aus einschlägigem Anlass zusammen: »Mit Hesse, sagen wir's deutlich, ist heute kein Blumentopf mehr zu gewinnen.«¹¹ Aber genau da beginnt das große Missverständnis: dass es bei Hesse um Blumentöpfe gehen könnte.

Und warum ist Hesse den »Heimatlidern« mindestens so verdächtig wie der Großstadtavantgarde? Nun wird es interessant.

Da demonstriert einer sein Leben lang, dass er nur sich selbst gehört. Das macht einsam, aber auch stark. Und diese nichtanlehungsbedürftige – hochneurotische – Stärke verzeiht mancher ihm bis heute nicht. Sich aus seinem Schreiben herauszuhalten gelingt Hesse nie, er bleibt ein Bekenner, aber einer, der sich zunehmend hinter Masken verbirgt, nicht für jeden erkennbar ist.

Da steckt etwas in Hesse, das provoziert noch immer. Robert Jungk sah in ihm einen »politischen Visionär jenseits der Tagespolitik«¹². Das »Glasperlenspiel« ist eben keine elitäre Altherrenattitüde, sondern der Platons »Staat« in sich aufnehmende Versuch, Zukunft zu denken angesichts gegenwärtiger Katastrophen. Die Utopie weiß bei Hesse jederzeit

um die Anti-Utopie, die sie in sich trägt. Er ist darum ein moderner Autor, weil er diese innere Zerrissenheit in nie nachlassender Beharrlichkeit auszudrücken versucht und sich dabei nie einer Mehr- oder Minderheit anschließt.

In der Gruppe 47 – bestehend aus lauter Hesse-Verächtern – ist man »engagiert«, kritisch, dialektisch, sprachexperimentell, politisch und soziologisch – all das ist Hesse in dieser Form nicht und will es auch nicht sein.

Es sind in den sechziger Jahren die Außenseiter, die Hesse noch ernst nehmen. Solche wie Peter Handke, der die westdeutsche Nachkriegsliteratur wegen ihrer »Beschreibungsimpotenz« attackiert und gegen den Wirklichkeitskult der »engagierten« Literatur die Wirklichkeitsablehnung Hermann Hesses setzt, Innen statt Außen, Langsamkeit statt Beschleunigung postuliert.

Außerhalb Deutschlands aber hat sich das Bild ohnehin längst verändert. Es wird gerade durch Hesses ambivalentes Verhältnis zur deutschen Tradition geprägt. Anziehung und Abstoßung erzeugen jene Intensität des Sprechens, die Gleichgültigkeit nicht zulässt. So notiert André Gide 1947: »Obwohl Hesse urtümlich deutsch ist, erreicht er dies nur dadurch, daß er Deutschland den Rücken kehrt. Unter seinen Landsleuten gibt es wenige, die sich nicht beugen ließen und sich selbst treu zu bleiben wußten. An eben diese wendet sich Hesse: so wenige ihr auch sein mögt, von euch, nur von euch hängt die Zukunft Deutschlands ab.«

Schon vor der Beat-Generation kommen die bewundernden Stimmen zuerst von außerhalb, wie sich Joachim Kaiser erinnert. Als Henry Miller 1960 zu ihm sagt, er schätze Hesse, nimmt er das als Zeichen offener Senilität und erzählt es schadenfroh in Hamburg weiter – »alle grinsten über den alten Miller«.

Ende der sechziger Jahre erscheint eine Auswahl aus dem Briefwechsel Hesses mit Thomas Mann. Erstmals zeigt man sich irritiert. Sprechen da nicht zwei auf gleichem Niveau miteinander? Die Irritation dauert nicht lange, dann siegen wieder die Vorurteile. Doch was Westdeutschland angelsächsisch-kühl als altmodisch und romantisch belächelte, das schätzten seine von der Welt abgeschnittenen, äußerlich zur Provinzialität verdammten Leser im Osten gerade an ihm: seine hartnäckige Verteidigung des Geistigen. Hesse war ein Weltbürger aus der Provinz. Welch Hoff-

nungsfunke glimmte da bei seinen Lesern hinter der Mauer auf! Wurden seine Bücher dort als Immunisierungsangebote gegen eine bloße Ideologisierung verstanden, teilte in der Bundesrepublik die Mehrzahl, zumindest der Kritiker, Karlheinz Deschners Verdikt von 1957, die meisten Hesse-Werke seien noch nicht einmal zweitrangig.¹³

Da passt dann Gottfried Benns abwinkende Handbewegung zur viel beschworenen Modernität deutscher Literatur – als ein Spiel mit Etiketten. Man suggeriert dabei gern, dass »vor allem die jüngere deutsche Leserschaft nun an Grass-Johnson-Walser-Weiss-Prosa orientiert«¹⁴ sei und von den »Lebenssinnsucher-Epen« Hesses nichts mehr wissen wolle. Und man orakelt schon, dass die amerikanische Hesse-Renaissance nicht lange anhalten könne, denn manch ein Kritiker aus Übersee glaubte bereits einen »leichten Geruch von metaphysischen Lederhosen« an Hesse bemerkt zu haben.

Es sind eben nicht die Kritiker – weder die deutschen noch die amerikanischen –, die diese Hesse-Renaissance angestoßen oder auch nur gewollt haben, es ist die mächtige Jugendkultur, die in Timothy Learys Visionen von LSD und Beat jenes »Steppenwolf«-Aroma findet, das mit dem Namen Hermann Hesse verbunden bleibt.

Macht kaputt, was euch kaputt macht! So die Lesart von »Unterm Rad«, die sich in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren durchsetzt. Es herrscht eine schwärmerische Grundstimmung in den linksalternativen Kommunen und Diskussionszirkeln dieser Zeit. Hesse-Lesen wird zur Stimulanz des eigenen Lebensgefühls, eine unio mystica des kollektiv-seligen Generationenaufbruchs, fast schon eine Droge.

Ein später Sieg für den »Steppenwolf«-Autor, so könnte man denken – aber auch das ist am Ende ein Missverständnis.

Wenn Lesen dazu führt, intensiv zu leben, ist das durchaus in Hesses Sinn, einerseits. Andererseits hat er sich wohl kaum vorstellen können, dass das Geistige in den dauerdebattierenden Kreisen dieser Zeit etwas so offen Verpönte werden würde.

Der eigensinnige Antidogmatiker hat zu den Autoritäten abendländischer Geschichte gewiss ein höchst vorbehaltvolles Verhältnis. Keinesfalls jedoch erschöpft sich dieses in einem bloßen Durchstreichen der Tradition – sonst hätte er das »Glasperlenspiel« nicht zu schreiben unternommen.

Irgendwann glaubten dann die Hippies, diesen Hermann Hesse so

gründlich als einen Genossen der eigenen lässigen Lethargie erkannt zu haben, dass sie es aus Bequemlichkeit mehr und mehr unterließen, ihn überhaupt noch zu lesen. Wenn es genügt, seine Buchtitel zu kennen, ist das für einen Autor immer die tödlichste Form von Berühmtheit. So begann das Ende auch dieser Renaissance.

Nun gibt es ein merkwürdiges Phänomen: Seine Leser, oder besser, seine Fans von einst sind inzwischen zumeist bürgerlich befestigte Menschen, nicht selten Studienräte oder Professoren kurz vor oder nach der Pensionierung. Ihnen ist die folkloristische Seite der eigenen Biographie (freie Liebe!, Pazifismus!, Drogenrausch!, antiautoritäre und ökologische Kommune!), die sie dann meist gründlich zurückgelassen haben, so unauflösbar mit dem Namen Hermann Hesse verbunden, dass sie ihn immer noch für einen etwas peinlichen psychedelischen Bruder der eigenen, längst verblassten schwärmerischen Anfänge halten.

Viele aus der Früher-habe-ich-Hesse-gelesen-aber-jetzt-doch-nicht-mehr-Fraktion sagen, er sei ein reiner Jugendautor, noch dazu speziell für pubertierende Knaben. Stimmt das denn? Wir sehen: eine intellektuelle Selbstverständigung in sinnlich-anschaulicher Form, wiederkehrende Krisen, die Neuanfänge erzwingen.

Hesse lässt man nicht zurück, hat man einmal die Pubertät überstanden, denn sein Thema bleibt der Anfang, vor dem man täglich neu steht. Doch was geht in diesen Anfängen notwendig zu Ende, was muss untergehen, damit etwas anderes aufgeht?

Seine Beschwörung der »Kinderseele« hat nichts Sentimentales und ist alles andere als harmlos. Es liegt vielmehr eine Melancholie von Proustscher Dimension in Hesses ganz eigener »Suche nach der verlorenen Zeit«.

Er ist und bleibt ein Autor der Krise. Nie bloß unpolitisch, zumeist forciert überpolitisch, aber immer voller Lust, seinen Eigensinn zu demonstrieren, der mitunter wie Sarkasmus klingt und doch zuallererst jener Übermut ist, wie ihn braucht, wer das Spiel mit Worten zur lebenslangen Profession gemacht hat.

So beantwortet er am 10. Juni 1962 in aller Knappheit die Frage, warum er schreibe (gestellt von der Zeitung »Die Welt«): *Weil man nicht den ganzen Tag malen kann.*¹⁵ Eine erschöpfende Auskunft, gegeben kurz vor seinem 85. Geburtstag, keine zwei Monate vor seinem Tod.